

## Keine Verbindung – Das versprengte Individuum in *Blade Runner*



Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren sich viele Psychologen und Sozialforscher einig: Das große Problem moderner kapitalistischer Gesellschaften besteht darin, dass sich alte soziale Verbindungen auflösen, aber keine mehr nachwachsen. Der Mensch wird entwurzelt. Er wird zu einem frei schwebenden Individuum, das zuse-

hen muss, wie es alleine klar kommt, einzig und allein durch den Wert seiner Arbeit – seine gesellschaftliche Funktion – definiert. Gerade die pulsierenden Städte sind der Ausdruck hierfür: so viele Menschen auf engem Raum zusammengeballt, die doch nichts miteinander zu verbinden scheint. So viel Gleichgültigkeit, Anonymität und persönliche Versprengtheit. Kein Wir-Gefühl mehr.

*Blade Runner* zeigt uns eine Extremform dieser Negativvorstellung. Wann sehen wir im Laufe des Films Leute, die miteinander in irgendeiner Weise in Verbindung zu stehen scheinen? In den tristen, regendurchtränkten Straßen von Los Angeles scheinen einander nur Fremde zu begegnen, die nichts zu teilen scheinen außer vielleicht kommerzielle, politische oder fleischliche Interessen. Maßgeblich verstärkt wird dieses Gefühl der Entrücktheit und Befremdung durch die enorme soziale Segregation sowie die unüberwindbar wirkenden Klassenschranken: ‚Die da oben‘ haben Geld und Wohnfläche im Überfluss und an der Spitze ihrer Megatower sogar Zugang zur Sonne, während die unteren Schichten in einer Art ‚Neo-Wasteland‘ auf Bodenniveau ihr Dasein fristen müssen.

Damit geht die enorme Sprachlosigkeit des Films einher, die ich als einen der bemerkenswertesten Aspekte empfinde: Die einander fremden und entrückten Menschen haben sich einfach nichts zu sagen, weil sie einander nichts bedeuten. Der Einzelne droht in diesem Meer unterzugehen, verloren zu gehen – so wie „Tränen im Regen“.

Die Figur des Rick Deckard ist ein Exempel für diesen prototypischen urbanen Menschen. Er selbst zeichnet sich aus durch einen extremen Mangel an Konnektivität. Deckard ist durch und durch ein einsamer Wolf – keine Familie, keine Freunde, kein Interesse daran, Bekanntschaften zu schließen oder etwas Persönliches von sich preiszugeben. Er ist enorm schmalsilbig und lakonisch, oft sogar zynisch.

Die Welt von *Blade Runner* durch seine Augen zu sehen, bedeutet, eine Welt zu durchstreifen, für die und in der man keine Worte findet. Warum? Aus Ernüchterung und Verbitterung? Weil man keine Verletzlichkeit zeigen darf, sondern stark und unverwundlich wirken muss? Weil man die Worte verlernt hat? Denn was nützt es schon, sich mit völlig Fremden zu unterhalten, die einen ohnehin nicht verstehen können; jedenfalls nicht unterhalb aller Oberflächlichkeiten. Weil Worte in dieser Welt völlig

irrelevant sind? Immerhin ist die Gesellschaft des *Blade Runner*-Zeitalters keineswegs eine, die Persönlichkeitsrechte und Selbstbestimmung groß zu schreiben scheint (vgl. „If you're not cop you're little people!“ – Dehumanisierung als Motiv in *Blade Runner*).

Deckards Sprachlosigkeit ist jedenfalls symptomatisch für die Gesellschaft, die uns vorgeführt wird. Das Schlimme ist, dass wir im Laufe des Films merken, dass Deckard viel mehr ist als der brutale, rohe *Blade Runner* – dieser harte Hund –, als der er anfangs in Erscheinung tritt. Doch diese Person wird in einer Gesellschaft ohne menschliche Verbindung gar nicht erst zugelassen, sie kann nicht zur Geltung kommen. Deckard ist lediglich eine Funktionseinheit und wird von seiner Umgebung darauf reduziert. Der Mensch Deckard ist bedeutungslos.

Instinktiv scheint er diese Tragik zu begreifen und darunter stillschweigend zu leiden. Er hat sich ins Schneckenhaus seiner abgeschiedenen Wohnung zurückgezogen, wo der wahre Deckard – ein verblüffend filigraner und empfindsamer Mann (man denke nur an Dinge wie die vielen Bücher, das Klavier, die sepiafarbenen Fotos) – zuhause ist. In der Öffentlichkeit sind es nur seine gelegentlich verlorenen Blicke, die erahnen lassen, was in ihm vorgeht. Dennoch ist Deckard passiv; er hat sich in seinem mentalen Elend irgendwie eingerichtet.

Was er wirklich braucht, ist eine echte Verbindung zu jemandem; einen mentalen Ort, an dem er, der im Grunde heimatlose und entwurzelte *Blade Runner*, der Mann fürs Grobe, zuhause ist. Einen Ort, an dem man sich öffnen, mit jemandem teilen und sich selbst offenbaren kann, ohne etwas befürchten zu müssen. Eine stabile Beziehung, die einen Ankerpunkt bilden kann zur hässlichen, grobschlächtigen Welt da draußen, die den Einzelnen in einen Strudel der Verrohung zu reißen droht. Einen persönlichen Sinn für sich. Er scheint sich danach zu sehnen, dieses Gefühl des Sich-selbst-fremd-Seins, des Verloren-Seins zu überwinden.

In der anonymen, unverbundenen Masse aus Ich-Menschen, zu der die Gesellschaft von *Blade Runner* geworden ist, offenbart sich die Schwäche und Ohnmacht des Individuums. Es ist nach einer Weile gar nicht mehr in der Lage, Kontakt zu anderen aufzunehmen und sich mit anderen zusammenzutun, um etwa die eigene Stimme zu erheben, gegen Missstände vorzugehen, Ideen von einer besseren Zukunft reifen zu lassen, der geballten Macht von Staat und Wirtschaft etwas entgegenzusetzen. Das Individuum versinkt in der Tristesse seiner Einzelperspektive; jeder „stirbt für sich allein“. Und dadurch wird es ausbeutbar. Ohne zwischenmenschliche Verbindung wird der Mensch früher oder später geknechtet.

Es ist bezeichnend, dass die einzigen Personen, mit denen Deckard am Ende in der Lage ist, eine Verbindung herzustellen, *keine* Menschen sind, sondern Replikanten (Rachael und Roy), denen von der Gesellschaft alle Menschlichkeit abgesprochen wird. Genauso bezeichnend ist auch, dass es eben nicht die verbale Kommunikation ist, über die diese Verbindung entsteht, sondern vieles auf einer intuitiven, nonverbalen Ebene stattfindet. Ebenso entscheidend ist, dass, sobald diese Verbindung ge-

knüpft wurde, Deckard sich vollends zu verändern scheint. Der Deckard unter der Oberfläche, der wahre Mann, übernimmt die Kontrolle über den Jäger. Erst auf diesem Weg findet er wahrhaft zu sich selbst.

Es kommt nicht von irgendwoher, dass die entscheidenden Worte zwischen Deckard und Rachael „Ich vertraue Dir“ werden. Ohne Vertrauen keine Selbstöffnung. Ohne Selbstöffnung keine Ausbrechen aus der eigenen kleinen, beengten Perspektive.

*Blade Runner* zeigt uns nicht nur die entwurzelte Gesellschaft. Es zeigt uns auch die Macht, die entstehen kann, wenn Menschen zueinander finden, sich zusammentun, Anteil am Schicksal des jeweils anderen nehmen. In Deckards Fall bedeutet es: (Selbst)Erkenntnis, Befreiung, Liebe, den Mut, hinter den Horizont zu blicken und Dinge zu tun, die er nie für möglich gehalten hätte. Kurzum: Erleuchtung.

